

telt mir zu: „Du brauchst heute nichts zu essen, die Klara möchte mit dir schmusen!“

In die peinliche Stille, die Oskars Worten folgt, werfe ich ein: „Das ist nicht so einfach.“ Etwas anderes ist mir im Moment nicht eingefallen. Ich mag es nicht, wenn die Geheimnisse stiller Freuden nach außen gekehrt und womöglich noch über dem Tisch zerredet werden. Klara muß das bemerkt haben und sagt in leichter Verlegenheit:

„Ich hole einen Wein, den spendiere ich zu Oskars Geburtstag.“

Ich verfolge Klara aufmerksam mit meinen Augen. Sie ist groß, von kräftiger Statur, ungewöhnlich schöne, braune Augen – groß, und für das Gesicht einer Frau tief liegend. Ihr Mund scheint beim Sprechen immer auf etwas zu warten, und wenn sie sich unbeobachtet glaubt, läßt sie ihre Zunge kurz über die Lippen hingehen und gibt ihnen dadurch neuen Ausdruck und Glanz. Ihre Augen sind voll Melancholie und angespannter Erwartung. In ihrer versunkenen Haltung ist sie wie ein Damwild, das lauschend auf die Äsung tritt, im Rücken das Röhren der harschigen Hirsche.

Als Klara mit zwei Flaschen in den Händen zurückkommt, und ich ihren offenen Blick erwidere, erinnere ich mich, daß mich ihre Augen, wenn ich im Gastraum bin, immer wieder suchen. Klara schaut fast unablässig zu mir, ob sie einen Espresso herunterdrückt oder Gläser spült. In diese Gedanken hinein bringt Klara den Wein auf den Tisch. Es ist eine gute Stunde, um zu rasten.

Die Frauen wärmen uns eine Speise von Mittag, und so gibt es auch kaum eine Unterbrechung unseres Gesprächs. Oskar redet mit der neuen Köchin, wie sich die Schlange mit dem Kaninchen unterhält. Klara schenkt in Oskars Glas tüchtig nach, denn die Köchin hat schon bald aufs Trinken vergessen. Oskar trinkt sehr rasch, sein Glas ist immer vor meinem leer. Normalerweise fällt mir so etwas nicht auf. Aber ich sage nichts, denn ich denke, der Wein ist ohnehin bald fertig.

Als ich sehe, daß Oskars Hand auf der Schulter der Köchin liegt, als habe er bereits den Zuschlag erhalten, bemerke ich erst, daß mir Klara nicht mehr gegenüber ist, sie sitzt neben mir. Ihre Augen sind noch größer geworden, und ihre Lippen strahlen mit feuchtem Glanz.

„Du“, sagt sie ganz nahe an meinem Ohr, „schmeckt dir der Wein?“ Ich nicke über mein Glas gebeugt.

„Erzähl’ mir etwas von dir! Bist du schon lange hier?“ fragt sie mich mit dunkler Stimme. Ich drehe mich ihr voll zu. Sie nimmt meine Hand und drückt sie leicht auf ihren Schenkel. Ich spüre ihre Wärme und einen leichten Stich im Rücken. Ich bin in einen Zustand mühsam verhal-

tener Spannung gekommen, und weiß nicht recht, was ich tun, was ich in den nächsten Augenblicken sagen soll.

Oskar scheint sich bereits mit leicht abgewehrten Liebkosungen auf ein Dessert vorzubereiten. Ich sehe plötzlich einen bewegten Schatten vor meinen Augen. Spüre ich schon den Wein? Ich fühle mich in einer mir fremden Art eingeeignet. Klara hält noch immer meine Hand und zieht mich nun sanft an ihre Seite. Dabei dreht sie sich auch ein wenig, sodaß ich ihren Busen spüren kann. Ich weiß jetzt in einem Gedanken, was ich zu tun habe. Vorsichtig löse ich mich aus ihrer Vertraulichkeit und sage über den Tisch hin: „Ich bin müde, ich muß ins Bett. Gute Nacht!“

Klara zeigt nicht die geringste Verwunderung über meinen Entschluß, und ich gehe ins Zimmer. Die Menge des genossenen Weines, ich habe noch keinen rechten Umgang mit dem edelsten aller Getränke, drückt mich sanft in die Kissen: schlafen, schlafen ... Ich fühle die Wohltat des guten Bettes in meinen Körper rinnen.

Da kommt ein warmer Hauch in meinen Atem, und schon spüre ich den Mund von Klara, wie er sich auf meinen Lippen seinen vorgefaßten Entschluß sucht. Oh – was ist das für ein Kuß, kann ein einziger Mund soviel Wärme besitzen?

Im Gefühl dieser Berührung merke ich nicht, daß mich Klara sanft zurückschiebt und zu mir ins Bett drängt. Ich lasse ihr willenslos meinen Mund, mein Gesicht, und ihre hundertfachen Berührungen, die sie auf meine Wangen und in meine Hände drückt, führen mich in ein neues Wachsein.

Sie ist mir nachgekommen, um ihren Wunsch mit mir zu stillen – und unsere Umarmungen werden inniger und verlangender ...

Draußen schlägt eine Tür, und unbemerkt, wie sie gekommen, ist Klara fort und läßt mich in meiner sanften Erregung zurück. Ich staune ins Dunkel. Kann es so verschiedene Küsse geben? Und ich denke mich an den Beginn zurück, doch ich komme zu keiner anderen Feststellung; alles was vorher war, muß mit Begrüßung oder Abschied zu tun gehabt haben. Ich sinke in einen neuen Schlaf, er ist randvoll gefüllt mit Wärme und Neugier ...

*

Was sich an diesem Abend aus Zufälligkeit zu Oskars Geburtstag ergeben hat, wird schon in den folgenden Tagen zur fallweisen Möglichkeit. Im normalen Büfettbetrieb ist eine Zusammenkunft problemlos abzusprechen. Es folgen Abende, an denen ein kurzes Beisammensein unge-

stört möglich ist, andere aber lassen, wenn zuviel Personal über Nacht anwesend ist, keinen schnellen Kuß zu. Doch ob Gelegenheit oder nicht, die Zündschnur brennt verläßlich und glost unbeschadet ihrem Ziel entgegen.

Der moralische Schutzwall, den ich noch immer um meine geschlechtliche Unerfahrenheit gelegt halte, ist zwar schon erheblich abgebröckelt, aber er hält noch. Es ist also nur eine Frage der Zeit, bis sich die wachsende Unzufriedenheit meiner Jugend dem aufkommenden Wüstenwind neuer Gefühle zum Fraße vorwerfen wird.

In dieser Bangigkeit, wie das alles noch enden werde, fühle ich zugleich mit dem Wachsen der Lust an unseren Spielen eine langbewahrte, heimliche Angst in mir kleiner werden. Es ist nichts mehr von Ungewißheit in unseren Küssen. Sie haben sich längst geeinigt, wie weit sie uns führen wollen.

*

Es kommt ganz unerwartet, daß wir am ersten Sonntag im Dezember in der gleichen Einteilung Dienst haben wie zu Oskars Geburtstag. Auf unserem Stammtisch stehen belegte Brote und jeweils ein kleines Bier vor uns. Wir sprechen von der bevorstehenden Eröffnungsfeier für die Vallugabahn und denken sonst an nichts. Nachdem die Frauen den Tisch abgeräumt haben, sitzen wir uns in einer gewissen Unschlüssigkeit gegenüber. Oskar versucht ein etwas verkrampftes Schäkern mit der Köchin. Ihrem Verhalten nach scheint er noch nicht ans Ziel gelangt zu sein.

Klara legt ihren Arm um meine Schultern, führt ihren Mund an mein Ohr und flüstert: „Ach du, mein großer Bub, wenn ich nur wüßte, was ich dir geben könnt’?“ Ich verstehe ihre Worte nicht, aber ich fühle ihre Fingerkuppen mit aller Zärtlichkeit auf meinen Wangen. Ich drehe mich ihr zu, und wir versinken in ein tiefes, gegenseitiges Erschauen.

Es ist ruhig geworden an unserem Tisch, und in diese Stille hinein sagt Oskar zu mir gewandt: „Heut’ mach ich es wie du das erste Mal, ich geh’ hinauf!“ Mit diesem Satz gibt er das Signal, und wir gehen zu viert ins Zimmer und löschen das Licht.

Klara schlägt ihre Wärme um mich, daß ich zu vergehen, zu ersticken meine. Die Dunkelheit des Raumes zerspringt, und das Leben stürzt wie heißes Email auf mich. Ich liege an ihrem Mund wie das Kind an der Amme. Ihre kräftigen Schenkel umspannen die meinen, und ihre volle Brust drückt wohligh an mein Herz. Sie führt mich durch die beherrschte Glut ihrer Küsse, und das Spiel ihrer kundigen Hände gibt mich mühe-

los ihrem reifen Wollen. Wir sind bekleidet, wie immer bei diesen Spielen. In der gebotenen Lautlosigkeit unseres Begehrens ersticken die freudig entdeckten Blumen in Verlangen und Schweiß. Wir dürfen nicht laut sein, denn da ist das andere Paar im Raum, und es soll nicht sein, daß die einen von den anderen wissen, was doch nur ihr eigenes Ziel ist. Ich bin schon arg in die Enge getrieben und fühle schon wieder die ziehenden Schmerzen in meinen Lenden, wie immer nach unserem Spiel.

„Kommst du mit, dann wollen wir noch etwas essen“, flüstert Klara mir zu. Ich folge ihr nach wie der Hund seiner Herrin, es gibt keinen anderen Weg. Hinter uns beschwichtigt Oskar das gequälte Stöhnen der Köchin.

Im Büfett, nur vom eindringenden Mondlicht beleuchtet, schlingt Klara ihre Arme um meinen Hals, beginnt ein Inferno von Küssen, hängt ihren fiebernden Körper an meinem auf, und wir sinken auf einen Stuhl, unfähig, dem Tumult unseres Blutes zu entkommen.

Ich will mich aus dem Geruch ihres Schweißes lösen, um sie am letzten zu hindern. Sie muß es ahnen, denn ihr heftiges Atmen geht in ein bittendes Weinen über, ihr zuckender Körper umklammert immer fester meinen letzten Versuch, ihr den Rest meiner Keuschheit zu verwehren.

Da kommt ihre Zunge wie ein Schwall Glückseligkeit in mein Ohr und durchglüht mich wie das Schwert für die Blendung. „Tust du es?“ haucht sie heiß. Ich kann nicht mehr sprechen, und wir wanken umschlungen zur breiten Bank für die Gäste. Es gibt sonst nur Tische und Stühle im Raum.

Wir streifen ab, was uns schon immer störte, und es geschieht alles in jenem Dunkel, da es für die Augen keine Zufriedenheit mehr gibt. Es gibt kein Zurück für mein Zögern, denn ich bin wie eine Frucht in ihren Schoß gefallen, und sie nimmt mich auf. Jeder Quadratzentimeter am Glück unter mir ist Frau, Fleisch, Lust und Wärme.

Mit der Kraft ihres starken Körpers führt sie mein Staunen in den Triumph ihrer Lust, und es stört sie nicht, daß meine Lippen in der Gewalt ihres Mundes nur mehr ein zielloses Werkzeug meiner verlorenen Trauer sind.

Als ihr Atmen leiser wird, fragt sie mich, ob sie die erste sei – und in der schmerzenden Stille nach diesen Worten weiß ich, daß ich es mir ganz anders vorgestellt habe, ein Mann zu werden ...

Als mich die letzte Aufregung verlassen hat, ziehen wir uns an und gehen zum Büfett. Mit dem Wiederfinden meiner Sprache stellt sich Hunger ein. Wir hören Schritte. Oskar und die Köchin kommen, sie haben auch Hunger. Ob wir belauscht worden sind? Im Zustand der Hingabe

treten wir auf die Lichtung hinaus, arglos, denn die Welt ist ohne Gefahr.

Ich bin in einem neuen Unbeholfensein. Nachdem alles vorbei ist, weiß ich, daß ich in der nüchternen Kühle meiner Bergstation die Gluten der vergangenen Küsse aus sicherer Entfernung überdenken werde. Doch vorerst bleibe ich bis zum Beginn des Fahrbetriebes in der Valluga-Talstation. Gegen neun Uhr, es ist ja mein freier Tag, nehme ich die Kabine auf den Grat hinauf.

Arnold kommt als Wagenführer mit und, mich durchzuckt es unmerklich, Klara. Sie hat verschiedene Lebensmittel nach oben zu bringen. Kaum sind wir losgefahren, läuft ein starkes Zittern durch die Kabine. Schon wieder eine Probefahrt, denke ich mit unguter Erinnerung. Doch es sind nur Schwingungsprobleme, die kurz nach dem Überfahren der Einserstütze verebben. Ich lehne am Fenster und schaue ins Tal hinunter. Einem Blick oder Gespräch mit Klara suche ich auszuweichen.

Das Surren der Laufwerksrollen sagt mir, daß auf der harten Bank im Büfett die Ordnung der Welt nicht zerbrochen ist. Aus den Formen der Landschaft lese ich keine Veränderung meiner Seele. Irgendwie wird alles weitergehen. Als mir die Fahrt zu lange dauert, weiß ich, daß mit mir etwas nicht in Ordnung ist.

Klara beginnt mit Arnold ein kleines Gespräch, und ich glaube, meine Mutter zu hören. Ich habe durch Klara unendlich viel Wärme erfahren, und doch scheint mir die Sonne nun fahl. Ihr belebender Glanz ist gestern auf Klaras Lippen gefallen, als sie zitternd vor mir die Tür schloß – ins Land ohne Wiederkehr.

Die Gondel streift die Führung der Einfahrt. Ich gehe zur Terrasse hinüber. Mit unerfahrener Verwunderung sehe ich dem Wellenspiel der Frühnebel zu. Weit draußen klaffen Risse im brodelnden Weiß. Vom Jahn-turm stürzen die letzten Schatten lautlos ins Kar, und die Dohlen gehen flach in die erste Thermik der schroffen Wände.

Ich fühle mich schlecht. Meine Lenden schmerzen noch immer. Es muß doch einiges mit mir passiert sein ...

Bacchanal

Die kurzen Nächte mit Klara haben mir nicht alles genommen. Das stelle ich am ersten Abend fest, an dem ich wieder auf meine Station komme. Mein Hunger ist gleich groß wie nach allen Tagen der Arbeit. Ich wasche mich gründlich, ziehe den dunklen Anzug an und frage Arnold über das Betriebstelefon, wo wir uns in St. Anton vor der großen Feier zur offiziellen Bahneröffnung treffen.

Diese Feier interessiert mich eigentlich wenig. Ich will nur ins Tal, weil sich nach langer Zeit wieder einmal die Gelegenheit bietet, die ganze Belegschaft zu sehen. Ich nehme mir vor, nicht lang zu bleiben und mir dann allein an einem stillen Tisch im Hotel Post ein exquisites Rindsfilet zu gönnen. Zum Trinken fühle ich mich nicht sonderlich aufgelegt, aber wenn man eingeladen ist, geht man halt hin.

Arnold erwartet mich in St. Anton drunten, und es kommt uns beiden vor, als herrsche überall große Aufregung. Das Wetter ist recht schön am Abend, in der Nacht aber könnte es kalt werden. Wir sind unter den letzten, die im vollen Lokal noch einen Platz mit Gedeck finden.

Die Reden zur Eröffnung sind völlig unnötig, auch das Essen kommt kalt und geschmacklos auf den Tisch. Der Saal mit den zahlreichen Gästen, den weiß gedeckten Tischen und den sauber gekleideten Herren verschiedenen Standes ist mir ein ungewohnter Anblick, obwohl es nur ein Speisesaal der unteren Klasse ist. Vielleicht erscheint mir nur deshalb alles so feierlich, weil der Geruch der Seilschmierung fehlt und ich nach langem wieder ordentlich gekleidet bin.

Das Bahnpersonal bleibt sich an den Tischen nahe – bei soviel Prominenz vielleicht ein instinktives Verhalten. Und sicher ist es auch vernünftig, daß Kurt seine Bemerkung: „Die Hungerleider, da sieht man es wieder einmal, wo die hohen Herren zu sparen belieben“ überwiegend ins Bierglas murmelt.

Bald beginnen die Augen meiner Kollegen zu strahlen, viele fangen an, laut zu reden, und andere klopfen sich auf die Schenkel, doch das alles stört nicht im geringsten, denn schon bald ist es nicht mehr möglich, ein einzelnes Wort zu verstehen. Einige Kollegen stehen in verschiedenen Abständen auf und erheben ihr Glas, um in undeutlicher Weise

den hohen Herren zuzuprosten. Und als die ersten hochroten Gesichter vom vielen Essen schon fettig glänzen und die ersten Rülpsen verlieren, sehen es alle ein: Das gibt eine Riesensauferei.

Obwohl es so laut ist im Saal, ärgere ich mich nicht, denn ich will nach kurzer Beobachtung der Lage ohnehin ins Hotel Post hinunter. Aber es kommt alles ganz anders. Ich sitze mit Kurt und Arnold am Tisch, und wir zählen, jeder für sich, die Gäste mit sichtbarer Schlagseite. Da schlägt die Tür auf, der Bahnmeister steht im Rahmen und füllt ihn ganz aus – 190 Größe zu 120 Gewicht. Die Handflächen hängen an den nach außen gebogenen Armen zu den Schenkeln hin, die Daumen steif nach vorn gespreizt, die furchige Stirn drückt auf die buschigen Augenbrauen. Kein Zweifel, hier steht ein Rächer, nur der Patronengurt fehlt.

Er geht nicht weit in den Raum, er weiß, man sieht ihn auch so. Dann kommt seine mächtige Stimme wie ein Lokpfiff aus dem Tunnel: „Wo sind die feinen Herren aus Wien? Diese Spitzbuben schulden mir einen Doppelliter. Wenn die glauben, sie können sich still verduften, sind sie im Irrtum. Wo sind sie denn alle? Ist die Rauschkugel auch nicht da?“ Und mit dieser Frage wankt er auf einen Stuhl zu.

Die Spitzbuben sind noch nicht unterwegs, sie kehren ihm den Rücken zu und haben auch so verstanden. Und die „Rauschkugel“, die er sucht – es war ein Baraber gemeint, der es bis Mittag auf eine Kiste Bier brachte und nebenbei den Aufzug bediente – ist vor der Feier entlassen worden.

Es wird noch lauter im Saal, und ich entschlief mich dann doch, eine kleine Runde zu machen. Schlußendlich aber gehe ich nur kurz hinaus und zweimal ums Haus herum, denn es ist schon grimmig kalt. Als ich zur Feier zurückkomme, ist eine fürchterliche Luft im Lokal. Alles geht jetzt drunter und drüber. Der Saal schwankt schon ziemlich, und die ersten Suppen werden verteilt. Vom Posten ist inzwischen der zweite Gendarm heraufgekommen. In einer Ecke wird ein Tisch aufgestellt ohne Tuch, den junge Monteure belagern, die ihre Liebste schon lang nicht mehr stöhnen gehört haben.

Es beginnt mit dem Doppler, denn man ist wenig dazugekommen in der Höhe. Und wenn es schon frei geht, wäre es lachhaft, bescheiden zu sein. Die grausigen Folgen der Geizräusche sind schon abzusehen. Die ersten Ausfälle rutschen vom Stuhl; lautlos, wie es sich für sittsame Trinker gehört.

Als der Bahnmeister die Wiener Spitzbuben bereits zu einem „Saugsin-
del“ gemacht hat, platzt ein Weichensteller herein, der, als er seinen Chef so reden hört, laut sagt: „Das ist alles erlogen, das kann nur bei den Stand-

schützen gewesen sein oder vielleicht später, beim Kameradschaftsbund weiß man jedenfalls noch nichts davon“, dann knickt er ein, findet an der Tischkante Halt.

Es klirrt, ein leeres Glas rutscht von der Wand. An einem Tisch stehen zwei Männer auf und halten sich gegenseitig Faulheit beim Arbeiten vor. Schon schäumt auf der Brust des einen ein kleines Bier, während der andere, sichtlich betroffen, in einem schmerzenden Kiefer den ersten Zahn vermißt. Die Tischtücher sehen aus, als hätte man sie eben aus dem Waschzuber gezogen. Es riecht stark nach Schnaps. Ich wundere mich, daß die Bedienung so oft vorbeikommt, obwohl ich schon längst kein Glas mehr vor mir habe. Die Jagdtrophäen an der Rückwand des Saales rollen die Augen, als hätten sie das Inferno geschaut. Die Ober füllen mit bewundernswerter Ruhe ihre Tablett mit den zerschlagenen Gläsern.

Jetzt weiß ich, weshalb die „Hungerleider“, wie Kurt die hohen Herren nennt, die Feier nicht in einem Nobelhotel arrangiert haben. Ihr Zug nähert sich zur selben Zeit der Trisannabrücke, der einzige Weg, mit Sicherheit zu entkommen.

Plötzlich wird die Saaltür aufgeworfen, herein stolpert ein Soldat des Bundesheeres – mit der Maschinenpistole in der Hand: „Helft's mir, helft's!“ preßt er mühsam heraus, „mein Freund hat fünf Russen g'fangen g'nommen. Sie haben alle weiße Schürz'n an, steh'n bei der Wand vom Gasthaus und möcht'n in die Kuchl eini. Da Zangerle bewacht sie, bis ich Verstärkung hol', weil er es nimmer aufderbleibt!“

Nach dieser Meldung legt der Jäger seinen Oberkörper auf eine Tischplatte, die Waffe kracht zu Boden, und mit großem Tumult bildet sich ein freier Raum um den gefallenen Kämpfer. „Er hat einen Vollrausch, der muß hinaus!“, empört sich der Ober. In der Tür tauchen zwei Gendarmen auf. Mit Hilfe eines noch nüchternen Gastes werden Soldat und Waffe so human, wie es die Umstände erlauben, nach außen gebracht.

Mit schwankenden Bildern vor den Augen verlasse ich das raucherfüllte, sinkende Schiff. Beim Bahnschranken schaue ich auf die Uhr und stelle fest, daß ich es in dem Lärm bis zwei Uhr früh ausgehalten habe. Ich gehe die alte Straße hinauf, Richtung Moserkreuz. Die bittere Kälte spüre ich bis auf die Haut, denn ich bin ja nur mit dem dunklen Anzug bekleidet. Doch bis St. Christoph würde ich leicht kommen, denn die Straße ist ja auch in der Dunkelheit nicht zu übersehen. Die Strecke sei gut zu machen, habe ich beim letzten Glas Wein noch gehört, überhaupt, wenn man jung sei. Nach den ersten Häusern in der Steigung fühle ich deutlich, daß ich nun müde genug bin, um zu schlafen, die Bergstation wird mir schon nicht davonlaufen.

Wie herrlich, sich so zurückfallen zu lassen – ein langer Augenblick voll Staunen und Sternen, und alles hat Ordnung und Zeit. Jetzt werden die Hirsche auf den Lawinengang hinter der Straße kommen, gut, daß keine Autos fahren. Ich weiß nicht, warum ich ohne Mantel nach St. Anton bin. Ist ja auch egal; ich bin ja zu Hause!

Es ist bestimmt der beschützende Geist Heinrich Findelkinds, der ein zweites Mal nach 1386 einen Wanderer vor dem Erfrieren rettet. Bei mir hat er es leicht, er muß mich nur auf meinen steifen Rücken aufmerksam machen. Alles um mich ist kalt und eisig. Mein Gott, ich bin ja gar nicht auf der Station, liege im Schnee zwischen St. Anton und Moserkreuz. Und mein Kopf, die wilde Sauferei – auf!

Nichts wie hinunter! Zurück, zurück – dorthin, wo ich fort bin. Menschen, Lärm und Gestank, das ist alles recht, das ist warm. Ich brauche Wärme – schnell, sonst bin ich tot.

Und ich laufe, laufe so schnell, wie man mit glatten Ledersohlen auf steilen, eisigen Straßen laufen kann. Da ist ein Haus, es brennt noch Licht, und die Haustür steht offen. Toni kommt mir entgegen, ein großes Talent auf Schiern, der beim Slalom wie ein Gummistab durch die Tore federt. Er schaut mich voller Entsetzen an. „Ja, Rudi, wo kommst denn du her? Wie schaust du aus? Für die minus 23 Grad hast du aber nicht viel an!“

Ich muß ihm nicht viel erklären, meine erste Bitte ist: „Darf ich aufs Klo?“ Er überläßt mich auf dem Pissoir einem unberechenbaren Zustand und ist einen Tee zustellen gegangen. Als er zurückkommt, bringt mich der Tee wieder zum Leben, und er überzeugt sich, daß mein Zustand wirklich bedauernswert ist. Aber er hat Verständnis, und außerdem bin ich schon wieder so bei Kräften, daß ich einen Reisbesen halten kann.

„Willst du nicht lieber bei mir bleiben? Ich habe noch Platz.“

„Nein, danke, ich muß zur Station zurück, denn ich habe heute Dienst“, und mit mehreren zurückgerufenen „Danke schön“ für die Rettung laufe ich ins Tal und erreiche die Station, bevor ich erfriere.

Doch der große Schrecken bleibt mir nicht erspart. Ich habe keinen Schlüssel für die Talstation. Was nun? Zuerst probiere ich, im Windfang des Haupteinganges im Stehen die Zeit totzut trampeln. Dann klettere ich in die Einfahrtshalle und setze mich in die Kabine. Doch in diesem eisigen Käfig kann ich auch nicht bleiben, denn ich muß hinaus. Aber wohin? Mein Unbehagen verteile ich gleichmäßig, die Hälfte vor der Station und den Rest auf gutem Steinboden. Dann spaziere ich auf dem Bahnsteig herum, denn auch der kleine Raum für das Montagewerkzeug ist versperrt. Die Flüche über den Alkohol bringen mir keinen Man-

tel, keinen Schlüssel, keine Wärme. Von allen Nächten, die ich in meinem Leben im Freien sein muß, ist diese die längste, denn sie ist die kälteste.

Peter ist der erste, den ich begrüßen kann. Er zeigt mir seine ehrliche Freude, mich lebend zu sehen, nachdem ich ihm meinen Irrweg erzählt habe. Ich bringe mich im Waschraum etwas und draußen die anderen Spuren ganz in Ordnung und fahre mit der ersten Kabine hinauf. Auf der Galzig-Bergstation wechsele ich die Schuhe, und da liegt auch mein Mantel.

Dann gehe ich zu meiner Station, und ich war noch nie so froh, genügend Eßbares vorzufinden. Daß mir eine so furchtbare Nacht nicht so schnell wieder passieren wird, das ist ein heiliger Schwur, der heiligste, den meine Station je von mir gehört hat.

Der „Umfaller“ in St. Anton hat mir mit aller Deutlichkeit vor Augen geführt, wie schnell man durch unmäßigen Alkoholgenuß in eine fatale Lage kommen kann. Der Aufenthalt an der frischen Winterluft und die wohltuende Wirkung herrlich durchschlafener Nächte bringen meinen Körper mühelos in einen schmerzfreien Zustand. Es ist ein besonderes Glücksempfinden, als ich mich wieder normal fühle.

Intermezzi

Ein freies Wochenende vor Weihnachten nütze ich, um nach Hause zu fahren. Ich bin froh um das leere Abteil im Nachmittagszug, denn so kann ich mich von der Umständlichkeit der Kofferschlepperei mit den Schiern von meiner Bergstation zur Galzigbahn ausruhen.

Nach kurzer Zeit zieht eine junge Dame die Tür auf mit der üblichen Frage: „Ist noch etwas frei?“ Ich zeige mit einladender Handbewegung auf die freien Plätze: „Bitte, wo Sie wollen.“ Nachdem ich ihr aus dem Mantel geholfen habe, bin ich richtig froh um die Störung. Sie ist klein, hat ein schmales Gesicht mit lebhaftem Ausdruck und tiefschwarzes Haar in pagenähnlichem Schnitt. Ihr Reiseziel ist Innsbruck – es kann beginnen.

Wir stellen uns gegenseitig vor und entdecken sehr bald einige Gemeinsamkeiten, hauptsächlich die Musik und die Freude an der Natur. Sie stammt aus Regensburg, ist Krankenschwester und gewinnt allein dadurch mein Interesse. Das kann womöglich eine gute Sache werden. Ihr Reflex auf meine Antworten muß ähnlich ausgefallen sein.

Sie hat einen Schiurlaub am Arlberg verbracht, nun geht es wieder zurück auf die Kinderstation im Krankenhaus. Auf dem letzten Teil der Strecke wird unser Abteil voll besetzt, und so müssen wir uns im Augenkontakt üben, denn persönliche Gespräche vor Dritten auszubreiten, mag ich nicht. In Innsbruck wissen wir es: morgen „Madame Butterfly“ – es hat etwas begonnen.

*

An diesem Abend bleibe ich zu Hause und gehe mit Vater, seinem Interesse entsprechend, einige Schaltpläne der Vallugabahn durch. Mutter sitzt in ihrer unveränderten Güte während unseres Gesprächs neben mir und füllt manche Pause mit besorgten Fragen: „Hast du wirklich nicht kalt da droben, soll ich dir noch eine Decke mitgeben oder brauchst du noch ein paar dicke Socken? Sag es mir, dann schicke ich es dir mit der Post!“ Und als sie ihrer Neugier einen kleinen Schupf gegeben hat, kommt auch noch mein Seelenheil an die Reihe.

„Du wirst doch nicht schon ein Mädchen haben, oder täusche ich mich? Nein, das hätte ich schon gemerkt. Du bist noch so, wie du warst, als du gegangen bist. So ist es recht, bleib nur schön brav!“

„Ja“, sage ich, fast verlegen, „ich habe ja gar keine Zeit für solche Sachen, ich habe zuviel Arbeit. Das eilt ja noch nicht, es wird schon einmal eine kommen!“

Mutter gibt sich zufrieden, während mein Vater inzwischen halblaut die Daten der Pläne liest. Es sind schöne Stunden, in denen ich erstmals empfinde, daß es keine vertrautere Nähe gibt als die der Eltern.

Jeder Fehler, jedes Ungemach, Krankheit und ein trauriges Herz, alles kommt hier zusammen und erlöst sich wie selbstverständlich im tröstenden Wort der Mutter. Jede Entscheidung ist neu überdacht aus dem Wissen und der Meinung des Vaters. Kleine Gegenstände kommen mir zuhanden, vollgesogen mit den Geheimnissen der Kindheit und der frühesten Jugend.

Ach, es ist so schön, wieder daheim zu sein. Die Stimmen der Brüder zu hören, ihre lachenden Einfälle neu ins Gedächtnis zu nehmen. Das gegenseitige gute Verstehen hält immer genug Abstand, auch wenn der vorhandene Raum begrenzt ist. Aus zufälligen und eingelernten Rücksichten wachsen zahllose Heiterkeiten, die ihrerseits hinführen in das Glücksempfinden, eine große Familie zu sein.

Es ist gut, in dieses Bett zu gehen, und durchs Fenster die blechernen Fähnchen zu hören, wenn sie sich auf den Türmchen des Schlosses gegenüber meinem Schlafzimmerfenster mit kleinen Quietschern in ihren rostigen Schäften weiter drehen.

Ein hartes Bett, ein gutes Bett! Es weiß noch nichts von solchen Schenkeln, die das Leinen fast augenblicklich erwärmen, nichts von diesem schweren Atmen, das wieder und wieder zum Brunnen geht, bis alles erfüllt ist, alles. Hier schlafe ich immer gut. Was hat doch alles Platz in einem Leben – diese Fülle sollte nie enden ...

*

Dann ist es soweit, und meine Aufregung hat wieder jene Größe wie in den dunklen Tagen von Nickis Briefen. Das lange schwarze Kleid, in dem mich Evi im Theater begrüßt, bringt ihre aufregende Figur gut zur Geltung, und ich weiß mit einem Blick, daß mich Puccini bestimmt langweilen wird. Evi ist hungerissen. Wir gehen anschließend in die Altstadt, und der Abend klingt aufregender aus, als er begonnen hat, denn die Einladung war perfekt – Arlberg!

Als ich in Innsbruck den Zug besteige, habe ich wieder ein neues Herz in der Brust. Es klopft fröhlich und aufgeregt den kommenden Ereignissen entgegen. Die Tage vor Weihnachten und Neujahr bleibe ich auf meiner Station, um mein Domizil mit kleinen Adaptierungen auf den Besuch der schwarzen Dame vorzubereiten.

Ein unerwarteter Dienstwechsel gibt mir die Möglichkeit, meinem Abenteuer bis zur Startbahn entgegenzufahren. Mein durstiges Herz ist wieder verwegen genug, in den stiebenden Schneefahnen unter den Rädern heraus nach Blumen zu suchen. Am Nachmittag fahren wir Richtung Arlberg, und irgendwo zwischen Flirsch und St. Anton legt Evi ihren Pagenkopf in meinen Schoß und schaut unmißverständlich zu mir auf. Ich lasse keine künstliche Pause entstehen und küsse sie gleich nach Herzenslust. Und in der allertiefsten, mundversüßten Freude bittet sie mich, ihr in der kommenden Nacht ja nichts zu tun. Eine schönere Aufforderung werde ich in meinem Leben wohl nie wieder erhalten.

In St. Anton am Arlberg wartet bereits der Bus nach St. Christoph. Oben angekommen, haben wir keine Zeit mehr, nach den Sternen zu schauen oder zu überlegen, was nun das Beste für uns sei. Es gibt nur eine Entscheidung – ein Zimmer zu nehmen.

Ich habe nie gedacht, daß es im Leben Dinge gibt, die so hervorragend funktionieren, ohne jemals besprochen worden zu sein. Wir haben im Nu ein Zweibettzimmer – und uns. Wir legen uns zusammen, als seien wir schon lang verheiratet. Mein Mut war nach Klara ja wieder etwas eingnickt, doch vielleicht ist es gerade diese beherrschte Untätigkeit, die Evi richtig durchstarten läßt. Es geht alles sehr schnell und ohne Absprache. Mit wenigen Handgriffen bin ich belehrt, daß Klara doch einiges außer acht gelassen hat, und meine Neugier steigert sich in ungemaine Genüßlichkeit. Nur das mehrmalige Klopfen des Wirtes und seine geflüsterte Bitte, wir möchten doch stille sein, unterbrechen kurzzeitig meine himmlischen Freuden. Hätte er die planlose Verstreuung der Matratzen und Kissen sehen können, er hätte seine Bitten sicher anteilmehrender formuliert. Trotzdem tut es mir leid, daß ich im neuen Auf und Ab meines Glücksgefühls jegliche Rücksichtnahme jenen Menschen gegenüber, die mit Neid behaftet sind oder an unruhigem Schlaf leiden, außer acht gelassen habe. Glücklicherweise haben wir unser Zimmer abgesperrt, denn immerhin – man kann ja nie wissen ...

Als ich schon einige Male „Evi“ gekeucht habe, weiß ich erst, was in meiner neuen Liebe alles steckt. Es kommen so viele Köstlichkeiten auf mich herabgestürzt, daß ich völlig aufs Küssen vergesse, und die Möglichkeit, daß andere im Haus vielleicht doch schlafen wollen, ziehen wir